

Herbort von Fritzlar

Von Friedrich Neumann

Wer die Geschichte der deutschen Dichtung aus weitem Abstand betrachtet, dem dürften sich zwei Tatsachen herausheben. Die erste Tatsache: Deutschsprachige Dichtung, die schrifttümlich ist, gibt es in einiger Dichte und in zusammenhängender Folge erst seit dem späteren 12. Jahrhundert, also erst seit den Jahren, die man sich im Blick auf die allgemeine Geschichte durch die Wirkungszeit Friedrich Barbarossas festlegen kann. Dieser literarischen Zeitwende geht allerdings ein Jahrhundert verschiedenartiger Ansätze voraus. Dagegen ist das, was im karolingischen 9. Jahrhundert hie und da auf das Pergament kommt, ein erstes Regen, von dem nichts unmittelbar in die Zukunft fließt. Die zweite Tatsache: Das Aufblühen literarischer Schöpfungen ist bis in das 18. Jahrhundert, ja mit Einschränkung bis in das frühe 19. Jahrhundert innerhalb des deutschen Sprachgebietes weitgehend auf bestimmte Sprachräume versammelt. Erst die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts führen in ausgleichende Verhältnisse.

Geht man von diesen Gegebenheiten an die streng althessische Welt heran, so kann man ohne Übertreibung sagen, daß der althessische Raum nicht zu den Gebieten gehört, die in der Geschichte der deutschen Dichtung literarische Hauptfelder gewesen sind. Kurz sei gegen jedes Mißverständnis umrissen, was hier unter dem Althessischen verstanden wird. Man erinnere sich daran, daß der Name der Hessen erst im frühen 8. Jahrhundert mit der Missionstätigkeit des Angelsachsen Wynfrith/Bonifatius in unserer Überlieferung erscheint. Wir brauchen deshalb nicht den Begriff des Althessischen auf den Hessengau der damaligen Zeit einzuschränken, der sein Kerngebiet an der unteren Eder hat. Wir können für unseren Zweck von Beginn an den Oberlahngau und den Rhönbezirk des Grabfeldgaves in den althessischen Raum hineinnehmen. Nur den ausgesprochen rheinfränkischen Bereich vom Mainzischen her mainaufwärts bis an den Spessart heran, und zwar unter Einschluß der Wetterau, — diesen Bereich müssen wir draußen halten, wenn wir an das Verhältnis denken, das die streng althessischen Landschaften im Gang der deutschen Geschichte zur Dichtung und schönen Literatur gehabt haben.

Wir stellen uns nunmehr die Frage: Wann und wo können wir zum ersten Mal Dichtung fassen, für die einwandfrei einer, der Hesse im Sinne des streng Althessischen ist, als Schaffender verantwortlich zeichnet? Ratsam wird sein, vor jeder Erörterung dieser Frage das Fulda der Karolingerzeit abzusondern. Das Fuldaer Kloster hat zwar damals viel zu bedeuten; es ist besonders in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts — solange der Mainzer Hraban dort als Lehrer und Abt wirkt — nahezu der geistige Vorort des fränkischen Ostreiches, aber streng Hessisches läßt sich in diesem Fulda nicht erkennen.¹ Fulda wird im Jahre 744 von dem Bonifatiuschüler

¹ Zu diesem Fulda verweise ich auf E. Schröders Vortrag: *Fuldas literarische Bedeutung im Zeitalter der Karolinger*, Fuldaer Gbl. 28 (1936) 33 ff.

Sturmi außerhalb des eigentlichen Hessengaus begründet. Sturmi kommt aus dem noch jungen Fritzlarer Kloster und damit aus dem hessischen Kerngebiet. Aber er ist von Geburt ein Baier. Wie lebhaft das literarische Fulda nach dem Süden sieht, zeigt sich sinnfällig darin, daß sich das literarische Klosterdeutsch unter Hraban in seiner Lautung nach dem Ostfränkischen Würzburgs hinwendet. Und auf dem Nordweg bleiben auch nach dem Tode von Bonifatius die angelsächsischen Einflüsse eine Macht. Nebenbei sei angemerkt, daß die damalige Hessensprache, darin mit der Sprache der benachbarten Nordthüringer zusammengehend, im Lautstand noch recht niederdeutsch geklungen haben wird. Schon deshalb mußte sie ungeeignet sein, der literarischen Klostersprache des großfränkisch-karolingischen Fulda zur lautlichen Unterlage zu dienen. Um den zeitlich ersten Poeten zu erreichen, dessen streng hessische Herkunft nicht im Nebel der Vermutungen steht, holen wir etwas weiter aus. Ein Umweg kann der beste Weg zum Ziele sein.

Bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts setzen im romanisch-französischen Sprachbereich literarische Großzählungen ein, die aus künstlerischem Wollen in versgebundener Gesellschaftssprache bewegtes Leben darstellen. Nach den tieferen Anlässen haben wir hier nicht zu fragen. Uns brauchen vielmehr für unser Ziel nur Verserzählungen kurz zu beschäftigen, die griechisch-römische Sagenwelt wie eine gegenwärtige Vergangenheit in das gesellschaftliche Dasein des 12. Jahrhunderts hinüberspielen². Da dichtet nach dem Jahre 1160, aber noch vor dem Jahre 1170, B e n o i t d e S t e . - M a u r e aus der Touraine für den anglonormannischen Hof seine „Historie Trojas“ (*Histoire de Troie*). Das Grundgewebe liefert ihm die spätrömische *Historia de excidio Troiae*, in der eine griechisch erdichtete Chronik weitergereicht wird, die sich als Bericht des bei den Trojanern stehenden Phrygiers D a r e s ausgibt. Gegen Schluß benutzt er zur Stoffmehrung die gleichfalls spätrömischen „Tagebücher des trojanischen Krieges“ (*Ephemerida belli Troiani*), die verkürzende Wiedergabe einer griechischen Scheinchronik, die sich den Kreter D i k t y s als den Berichterstatter der griechischen Seite aussucht. Daß Dares vom trojanischen Standort aus sieht, macht ihn besonders genehm. Denn nicht nur die Römer, auch die Franken wollten von den Trojanern abstammen. Durch den Plauderer B e n o i t wird die Sage vom trojanischen Krieg im Zuge des Möglichen in einen Gesellschaftsroman umgewandelt. Vielleicht zur gleichen Zeit und vielleicht auch in Fühlung mit Benoit dichtet ein Unbekannter aus dem Romepos V e r g i l s heraus den *Roman d'Eneas*. Ein Werk gekonnter Rede und doch wie die Trojahistorie Benoits ein Werk von mittlerem Rang. Hier war es leichter, die ritterliche Gesellschaft in eine vertraute Seelenwelt einzuführen. Die unselige Minne der Dido und die zweiseitige Minne, die Aeneas und Lavinia verbindet, schufen die anziehenden Spannungsfelder im Ablauf der Geschehnisse. Die Fahrt des Aeneas in die Unterwelt konnte an eine Höllenfahrt erinnern.

Den französischen Aeneasroman greift um das Jahr 1170 der Niederfranke H e i n r i c h (richtiger: H e n r i k) v o n V e l d e k e auf, der im damaligen Herzogtum Niederlothringen unweit Maastricht geboren ist und in seiner von ihm geschaf-

² Für das folgende vgl. man zur Ergänzung der Literaturgeschichten: Ph. A. B e c k e r : Der gepaarte Achtsilber in der französischen Dichtung, Abhh. der phil.-hist. Kl. der sächs. Akad. d. Wiss. 43 Nr. 1, S. 46 ff.

fenen Literatursprache nach dem Rheinland hinüberdenkt. Sein Verswerk, die „Eneide“, gilt in der folgenden Jahrhundertwende der literarisch anspruchsvollen ritterlichen Gesellschaft als das Meisterbuch, mit dem recht eigentlich die erzählende Kunst deutscher Sprache beginnt. Die Welt wird hier mit sinnenhafter Frische erfaßt. Das Erlebnis der Minne, das erregende Grundgefühl dieses neuen Dichtens, hebt Mann und Frau in eine höhere Bewußtheit. Gepflegte Sprache durchklingt ausgewogene Verse und sorgsam aufeinander abgestimmte Reimklänge. Die „Eneide“ hat nach Epilogversen, die wahrscheinlich erst von einem unterrichteten Bearbeiter eingerückt sind, ein merkwürdiges Schicksal gehabt³. Urkundlich liegt fest, daß Landgraf Ludwig III. der Fromme von Thüringen (1172–1190) sich im Frühjahr 1174 in Aachen bei Barbarossa aufhält, begleitet von seinem Bruder Heinrich Raspe III., dem die hessischen und wohl auch die niederrheinischen Besitzungen der Thüringer zugefallen waren⁴. Damals wird sich Ludwig mit Margarete von Cleve vermählt haben. Die Epilogverse sagen, Veldeke habe in jener Zeit den Aeneasroman zum größten Teil eingedeutscht gehabt. Aber während der Hochzeitstage in Kleve sei sein Buch vom Grafen Heinrich entwendet und nach Thüringen gesandt worden. Erst neun Jahre später habe Veldeke den entwendeten Text beim Pfalzgrafen Hermann auf der Neuenburg an der Unstrut ergänzt. Er sei darin auch dem Grafen Friedrich dienstbar gewesen. Veldeke ist demnach wahrscheinlich im Jahre 1183 nach Thüringen gekommen. Von dort hat seine „Eneide“ in einer thüringischen Fassung ihren Weg gemacht. Veldekes Gönner war Hermann, der jüngste Bruder und spätere Nachfolger des Landgrafen Ludwig, der 1181 die Pfalzgrafschaft Sachsen übernommen hatte. Heinrich Raspe III., der etwa 1174 den niederrheinischen Dichter so peinlich geschädigt hatte, war 1180 in jungen Jahren ohne Erben gestorben, so daß der hessische und niederrheinische Besitz der Thüringer nunmehr wohl von Ludwig selbst verwaltet wurde. Als Gönner Veldekes wird neben dem Pfalzgrafen Hermann der Graf Friedrich genannt, der Bruder Ludwigs, der ihm im Lebensalter folgte. Friedrich erscheint 1171 und 1175 als Probst des Mainzer Stephansstifts. Er gibt früh den Klerikerstand auf und heiratet in die hessische Familie der Grafen von Ziegenhain⁵. Wer will, mag sich vorstellen, daß Veldeke während seines Thüringer Aufenthalts auch in Ziegenhain gewesen ist.

Wir sind so weit, um den Mann zu nennen, der als erster Althese dichtend mit seinem Namen hervortritt und uns zugleich seine Herkunft in der Sprache zeigt: **Herbort von Fritslar**, der das „Lied von Troje“ erzählt⁶. Das Werk

³ Vgl. Th. Frings u. Gabriele Schieb: Drei Veldekestudien, Abhh. der Deutschen Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. Jg. 1947 Nr. 6 (ersch. 1949) 23 ff.

⁴ Vgl. Th. Knochenhauer: Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses 1039–1247 (1871) 179 f., zum folgenden auch 195 f.

⁵ Über den Grafen Friedrich vgl. vor allem E. Schröder: Der Epilog der Eneide, ZDA 47 (1904) 293 ff. Schröder erwägt, daß Friedrich im Spätjahr 1183 aus dem Klerikerstande ausgeschieden sei, als Konrad von Wittelsbach nach dem Tode des Thüringers Christian von Buch erneut Erzbischof von Mainz wurde. Wohl doch ein zu später Ansatz für diesen Schritt Friedrichs.

⁶ Eine wirkliche Ausgabe des Werkes fehlt (!). Man muß sich mit einem Abdruck der Heidelberger Hs. helfen: Herbort's von Fritslâr liet von Troye, hrgs. von G. Karl Frommann, Bibl. der ges. deutschen National-Literatur 5 (1837) mit wertvollen Anmerkungen G. F. Beneckes. — Zur Literatur vgl. G. Ehrismann: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters, 2. Teil, II, 1 (1937) § 16; H. Menhard: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon 2 (1936) Sp. 409–413; E. Schröder: Hessens Anteil an der deutschen Literatur des Mittelalters und das Werk des Herbort von Fritslar, Kasseler

hat keine reiche, dazu eine engbegrenzte Überlieferung, was gegen breite Wirkung spricht. Die einzige vollständige Handschrift, die in Heidelberg liegt, wurde 1333 zu Würzburg im Auftrag des Ritters vom Deutschen Orden Wilhelm von Kirweiler geschrieben, der einer elsässischen Familie entstammte. Wir haben außerdem die wenig älteren Bruchstücke zweier rheinfränkischer Handschriften. In der Heidelberger Handschrift folgt Veldekes Eneide, doch erst nach dem auf Herborts Werk bezogenen Nachwort des Kirweilers, so daß von dieser Handschrift aus eine alte Verbindung der beiden Werke nicht erweisbar ist, obwohl der Schreiber des „Liedes von Troje“ auch den letzten Teil der „Eneide“ geschrieben hat. Doch zu Herbort selbst! Kurz sei zunächst herangeholt, was er selbst von sich sagt.

Herbort erklärt in einem knappen Nachwort (Vers 18449–58), er sei ein *gelârter schûlêre*, dessen Dichten an sich keine Beachtung verdiene. Doch wünsche er anerkannt zu haben, daß er die Dichterschar vermehren wolle. Man hat mit Recht diese Stelle und den Anfang der Einleitung (Vers 1–46) zusammengenommen⁷. Dort gibt Herbort als Kennzeichen eines „Meisters“ an, daß er seine Kunst ohne die Vermessenheit, die der „Ungelehrte“ zeige, in seiner Gewalt habe. Er rechnet sich zu den „Jüngeren“, damit zu den Lehrlingen. Aber er lerne im Lehren, als einer, der durch Fleiß gelehrt sei. All dies sind eigen geprägte Wendungen der Bescheidenheit, wie sie die Zeit schätzt. Immerhin darf man Herbort als einen noch verhältnismäßig jugendlichen *clericus* ansprechen, was noch nichts über seine Tätigkeit oder ständische Herkunft aussagt. In der Fritzlarer Stiftsschule mag er zunächst ausgebildet sein. Daß er in Paris studiert hat, ist wahrscheinlich und hilft seine Kenntnisse des Französischen erklären.

In der Einleitung teilt sodann Herbort (Vers 47–98) mit, er folge einem welsch-französischen Buche, dem die lateinische Fassung eines griechischen Grundtextes vorausgehe. So ist ihm der „Sturm von Troje“ bisher in drei Sprachen mit ein- und demselben Sinn geschrieben. Er glaubt (und hat darin recht), daß er durch die Verwendung der deutschen Sprache in dieser Folge der vierte ist. Er will seinen harten und trägen Sinn tummeln und geschmeidig machen. Der Landgraf Hermann von Thüringen hat es ihm geheißen. Das französische Buch hat dem Landgrafen „der Graf von Leiningen“ zugesandt. Altmodisch nennt Herbort seine Erzählung *von Trôje daz liet*.

Um Herborts Angaben zu erhellen, sei zunächst das Selbstverständliche ausgesprochen, daß Benoits Trojahistorie Herborts Vorlage gewesen ist. Auch läßt sich schnell hinzufügen, daß Herbort in der Regierungszeit Hermanns (also zwischen dem Jahresende 1190 und dem Frühjahr 1217) irgendwann seine Verse gebaut haben muß. Aber können wir nicht durch Herborts Mitteilungen weiterkommen? Hermanns ältester Bruder Ludwig III. war Mitte Oktober 1190 auf der Rückfahrt vom Kreuzzug auf Zypern gestorben, Weihnachten 1190 waren seine Gebeine in Reinhardbrunn. Soweit sich erkennen läßt, nahm Hermann nicht am Kreuzzug teil. Durch

Vortrag vom 23. Januar 1939 = Mitt. 1938/39, S. 40–45. Ferner seien genannt: E. Schröder: Zur Überlieferung des Herbort von Fritzlar. Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. (1909) 92 ff. und von demselben: Beiträge zur Textkritik Herborts von Fritzlar, a. a. O. (1918) 72 ff.

⁷ Vgl. J. Schwietering: Die Demutsformel mittelhochdeutscher Dichter, Abh. d. Ges. d. Wiss. Göttingen, Phil.-hist. Kl. N F 17, 3 (1921) 42 und besonders 53.

Wachsamkeit sicherte er sich das thüringisch-hessische Fürstentum, das formal unter der Gefahr stand, als erledigtes Reichslehn eingezogen zu werden. Man darf bei dieser Gesamtlage ausschließen, daß Herbort vor dem Jahre 1191 zu seinem Werke angeregt sein könne. Vom endenden März 1197 bis zum Frühjahr 1198 war Hermann auf Kreuzfahrt, Teilnehmer des von Heinrich VI. eingeleiteten Kreuzzugs. Der unruhige und beunruhigende, für uns schwer durchschaubare Landgraf, der sich wie kaum ein Zweiter seiner Altersgenossen in eine eigensinnige Fürstenpolitik stürzte, starb im Frühjahr 1217, längst kränkelnd und mindestens im letzten Jahre auch seelisch verbraucht⁸. Man darf daher weiterhin ansetzen, daß Hermann schwerlich nach dem Jahre 1215 einen Dichter angeregt hat. Dazu nehme man, was Herbort über seine Arbeitsweise im Prolog (Vers 37—40) ankündigt. Seine Verse fließen ihm nicht schnell dahin. Er wird sein Ziel erreichen, wie oft zahlreiche Tropfen den Stein höhlen. Er war ein Arbeiter, der Schritt für Schritt vorging. Seine französische Vorlage kürzte er mit auswählenden Griffen, rund 30 000 Verse Benoits setzte er in rund 18 450 deutsche Verse um. Gleichwohl wird er Jahre, nicht Monate gebraucht haben.

Seine Vorlage war durch einen nicht näher bezeichneten Grafen von Leiningen, also einen mittelrheinischen Franken aus dem Gebiete westlich von Worms, an Hermann gekommen. Darf man die Annahme wagen, daß Graf Emicho III. von Leiningen die französische Handschrift dem ehrgeizigen Literaturfreund Hermann zugeleitet hat? Der Graf wurde im Jahre 1198 von der gegenstaufigen rheinisch-kölnischen Fürstengruppe abgesandt, um den jungen Halbnormannen Otto IV., den dritten Sohn Heinrichs des Löwen, vom Hofe seines Oheims Richard Löwenherz zu holen⁹. Benoit hatte ehemals seine Vershistorie einer Königin zugewandt und damit niemandem anders als der berühmtesten Frau des 12. Jahrhunderts, der Eleonore von Poitou, die 1152 in zweiter Ehe Gemahlin Heinrichs II. von England und damit die künftige Großmutter Ottos IV. wurde. Hermann trat, vom Kreuzzug zurückgekehrt, recht schnell zum Welfen Otto und lenkte damit in seine Wankelpolitik zwischen der staufigen und welfischen Gruppe ein. Bei der welfischen Gruppe konnte er im nächsten Jahrzehnt immer wieder die Grafen Emicho und Friedrich von Leiningen treffen. Als das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts begann, fand er andere Beziehungen, die Tage Friedrichs II. bereiteten sich vor. Auf dem Nürnberger Reichstag vom September des Jahres 1211 wurde sodann offenbar, daß Hermann sich vom Welfen gelöst hatte. Beachtet man all dies, so hat es etwas Verlockendes, anzunehmen, daß Hermann im Zuge seiner welfischen Politik zwischen den Jahren 1198 und 1210 zu Benoits Trojahistorie kam. Denn gewiß konnte man den Landgrafen mit einer von ihm gesuchten Handschrift in gute Stimmung bringen. So dürfen wir vorläufig ins Wahrscheinliche stellen, Herbort habe frühestens an der Jahrhundertwende, spätestens gegen das Jahr 1210 mit seinem Werke begonnen. Schwerlich im Niederhessischen, ja, sicherlich nicht im Niederhessischen, wahrscheinlich am Hofe zu Eisenach.

⁸ Vgl. Th. Knochenhauer, a. a. O., S. 222 ff.

⁹ Vgl. E. Winkelmann: Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, 1 (1873) 74. Edward Schröder hat sich ohne genauere Begründung für den gleich zu erwähnenden Grafen Friedrich von Leiningen entschieden. Ich kann hier nicht näher auf diese Frage eingehen.

Wir müßten uns nunmehr anzueignen suchen, was Herbort aus der ihm dargebotenen Historie gemacht hat. Das wäre ein weiter Weg. So seien wenigstens Gerüststücke der Erzählung in andeutenden Sätzen festgelegt.

In einundzwanzig Leseteilen, sogenannten „Distinctionen“, wird die Historie abgesponnen. Sie beginnt mit einer Vorgeschichte, in der die erste Ursache für Trojes Ende aufspringt. König Peleas, der dem Herzen Herborts widersteht, weil er keine *triuwe* hat, will seinen musterhaften Neffen Jason zu Tode bringen. Er reizt ihn, im fernen Colchis einen Widder, dessen Fell golden ist, zu gewinnen. Bei einer Zwischenlandung in Troje erregt sich Hercules, der mitzieht, über das Verhalten des Königs Laomedon. Dann erkämpft sich Jason den Widder durch die Hilfe der schönen und klugen Medea. Die leidenschaftliche, den ganzen Menschen ergreifende Minne zwischen Jason und Medea, die zu schneller Ehe führt, wird das Kernstück der Vorgeschichte. Hercules veranlaßt nach der Rückkehr die erste Fahrt der Griechen gegen Troje. Laomedon erkennt die Gegner an einem Schildwappen: am rotweißen Löwen auf lasurfarbigem (blauem) Grunde (Vers 1328 ff.)! Nach blutiger Schlacht wird Troje zum ersten Male zerstört. Laomedons Sohn Priamus baut es neu auf. Wie soll das Vergangene von der Trojaner Seite gerächt werden? Der Vorschlag des Königssohnes Paris siegt gegen die Einsichtigen. Paris wird sich die schönste Frau, eine Griechin, holen; Venus hat sie ihm zugesprochen. Im Gemetzel wird Helena geraubt, sie vergißt bald ihr Leid. Laut klagt die Priamustochter Cassandra, die Zukünftiges voraussieht, auch übrigens das Erscheinen Christi, ja, den jüngsten Tag. Die Griechen rüsten. Nun erst, nach Abschluß von drei „Distinctionen“, ist der *strit* zwischen Griechen und Trojanern da, dem recht eigentlich die Erzählung gilt. Der troische *wissage* Calcas tritt auf Apollos Geheiß zu den Griechen über. Agamemnon ist „Richter“ (Lenker) der Griechen, Hector „Richter“ derer von Troje. Das erste Kampfgewoge mit „Schlag über Schlag“ und „Leid über Leid“ ist die Landungsschlacht. Schon in der zweiten Schlacht erschlägt Hector den Griechen Patroclus. Die erste Waffenruhe folgt. Die Toten werden bestattet. Achill beklagt den toten Patroclus: „Ich war du und du warst ich.“ Cassandra spricht einen Fluch über Helena. Der Kampf Achills mit Hector, dem Manne „steten Herzens“, meldet sich für die Zukunft an. Jahrelang erheben sich wilde Kampftage. Zwischen ihnen liegen kürzere oder längere Kampfpausen mit ihren Totenklagen, Bestattungen, Beratungen und Minnetragödien. Das Bindende ist immer wieder das sich nach oben staffelnde Leid, das sich in der Klage ausdrückt. Wenige Vorgänge seien aufgedeckt, um hie und da etwas vom Gang der Ereignisse aufleuchten zu lassen und homerische Vorstellungen zu verhindern.

Helena betrachtet von einer Zinne aus, wie Paris und Menelaus miteinander kämpfen, der Sieg des Paris wäre ihr genehm. In der anschließenden Waffenruhe suchen Fürsten Trojes die Griechen zu einem Gespräch über Minne und der *wibe nature* auf. In späterer Waffenruhe treffen sich Achilles und Hector zu einem Streitgespräch. Damals wird Briseis aus Troje an ihren Vater Calcas ins Griechenheer ausgeliefert. Bis dahin war sie dem Troilus, einem Sohn des Priamus, verbunden. Nun versieht sich der Grieche Diomedes in sie, er wird ihr „Frauenritter“, der ferne Troilus verliert die Geliebte. Durch die Kämpfe hindurch spielt in zersprengten Auftritten dieser Minneroman. Erst am Schluß der zwölften Lesung fällt Hector durch Achilles, der

diesen Kampf auf ein „Entweder — ich — oder — du“ gestellt hat; der Sieger beklagt den Gegner. Dem Seidentuch, auf dem in Troje der aufgebaarte Hector liegt, ist Platos Wissenschaft, die „Dialektik“, eingewirkt, die nirgends so wie in Paris „gänzig“ ist (Vers 10670 ff.). Es ist die Stelle, aus der man Herborts Pariser Studienzeit erschließt. Am Stadtrande Trojes erhält Hector bei einem „Bethaus“ seine gewölbte Grabstätte. Als in einer Waffenruhe Achilles dort vorbeireitet, sieht er die schöne Priamustochter Polyxena und verliert an sie sein männliches Selbst. Er nimmt mit Ecuba, der Mutter der Briseis, Verbindung auf, er sucht den Abbruch der für ihn sinnlos gewordenen Belagerung zu erreichen, er zieht sich aus dem Kämpfen heraus. Die von Troje haben nun Erfolg, Hector wird ihnen durch Troilus ersetzt. Da erwacht der Zorn des Achilles. Der Minnesieche gesundet durch einen Minneboten der Polyxena, er ist zur Rache an Troilus, dem Bruder der Geliebten, entschlossen. Er fällt den Troilus und läßt den Leichnam von einem Pferde schleifen. Ecuba, die sich von Gott vergessen fühlt, nimmt den Liebhaber der Tochter als Verräter. Widerwillig fügt sich Paris der Mutter zum Leiter „unritterlichen“ Tuns. Achilles wird in das „Bethaus“ am Grabmal Hectors gelockt, wo er Polyxena zu finden meint, und grausam erschlagen. Paris, der *frouwen trút*, fällt in der nächsten Schlacht. Die Not der Griechen wendet sich, als Pyrrus, der fünfzehnjährige Sohn Achills, herbeigeholt ist. In einer Schlacht, in der einem „ebengewachsenen“ Mann das Blut in den Mund geht, wird von Pyrrus die Amazonenkönigin Penthesilea erschlagen, die sich einst in Minne Hector zugewandt hatte. Einige Fürsten Trojes, unter ihnen Antenor und Eneas, drängen, daß man den Kampf beilegt. Um zum Ziel zu kommen, scheuen sie nicht den Verrat. Das „Palladium“ wird von Antenor an Ulixes gegeben, Priamus wird getäuscht, das hölzerne Pferd als Gabe für Pallas in die Stadt aufgenommen. Das Ende Trojes ist mit Gemetzel und Rauben da. Pyrrus erschlägt den König Priamus im „Bethaus“, er enthauptet die verratene Polyxena auf dem Grabe seines Vaters, die rasende Ecuba wird gesteinigt. Die Überlebenden beider Seiten zerfallen unter sich, ihre späteren Schicksale öffnen sich in kurzen Überblicken. Für Eneas wird auf das verwiesen, was Meister Heinrich von Veldeke „in seinem Buche gelehrt“ hat (Vers 17381 ff.), ein Satz, der nicht verlangt, daß Herbort dem niederrheinischen Meister persönlich begegnet ist. Die Historie erzählt zuletzt vom Tod des Ulixes. Thelogonus, der Sohn des Ulixes aus dem Verhältnis mit Circe, sucht nach dem Vater. Ohne zu ahnen, wen er vor sich hat, stößt er den Vater nieder. Die schließenden Verse vor dem Nachwort bringen die nüchterne Feststellung, daß die Hörer nunmehr vernommen haben, wie es denen von Troje und den Griechen ergangen ist.

Der Erzähler altdeutscher Zeit bewährt nicht darin seine Kunst, daß er Geschichten erfindet. Über das Eigentümliche seines Könnens entscheidet die Art, wie er eine Geschichte in seiner Sprache darstellt. Herbort will, vereinfacht ausgedrückt, nichts anderes als von einer großen „Not“, von dem beispielhaften Geschehen einer gerühmten Vergangenheit berichten. Er tut es, indem er das Werk Benoits in einen neuen Bericht umsetzt. Benoit ist ihm nur ein zeitnaher Vorgänger, der das verdeutlichend wiedergibt, was die Originalberichte des Dares und Dictys enthalten. So wäre denn Herborts Schaffen nach dem zu werten, was er im Darstellen leistet. Man trifft da zunächst auf das gewiß nicht bestreitbare Urteil, daß Herbort nicht zu den

großen Dichtern und Künstlern seiner Tage gehört. Einiges sei darüber gesagt, wodurch dies Urteil gestützt wird.

Es war keine leichte Aufgabe, die Landgraf Hermann dem Hessen vorlegte. In der Trojahistorie reihten sich eine Fülle von Geschehnissen aneinander. Aber sie hatten bei aller Mannigfaltigkeit das Gleichbleibende, daß immer wieder Schlachten in gleicher Kampfweise geschlagen wurden. Herbort verkürzt mit Überlegung, er versucht abzuwandeln. Aber er verbessert damit nicht Benoits Werk. Benoits Können zeigt sich nicht zum wenigsten in der Fähigkeit des beweglich ausgreifenden Dahinerzählens. Herbort ist das nicht gegeben. Denn er verfügt nicht über eine Gesellschaftssprache, die bereits im Erzählen an sich einen Kunstgenuß erzeugt. Wohl hat er den Gedanken, die Ereignisse stufenweise steigen zu lassen. So fügt er über einen großen Teil seines Werkes hin immer wieder ein, um wieviel sich das Leid vielfältige. Aber es bleibt bei einem äußerlichen Verfahren, das von der Mengenvorstellung nicht loskommt. Dazu tritt, daß seiner Sprache das fehlt, was sie zur Dichtersprache im engeren Sinne macht. Sie ist, wenn man sie als Ganzes nimmt, nicht durch ein lyrisches Grundempfinden gespannt, das den Aufnehmenden geheimnisvoll bewegt. Wieviel ihr auch gelingt, sie ist Redekunst, ausgestattet mit den schulmäßig erlernten Mitteln, in denen sich Redekunst beweist.

Mit alledem ist nicht schon das Letzte gesagt. Man muß sich davor hüten, Herborts Werk an den Werken der ihm zeitnahen großen süddeutschen Erzähler zu messen. Die hochritterlichen Erzählungen, die wie die Artusromane keltische Märchenphantasie benutzen, haben ein anderes Ziel. Sie geben in einer Art Überwelt Lebensläufe vorbildlicher Gestalten, deren Verhalten in den Grundzügen nachgebildet werden soll. Sie sind im Hindrängen auf diese Vorbildlichkeit geistlicher Legende vergleichbar. Demgegenüber stellt Herborts Werk ein Geschehen dar, in dem die tragenden Gestalten nicht durchgehend in legendare Vorbildlichkeit erhöht sind. Solche Vorbildlichkeit kann man schon deshalb nicht von diesen Gestalten verlangen, weil die Trojahistorie in vorchristlicher Zeit unter Menschen spielt, deren Götter für Herbort eine Art Teufel sind. Es bleibt freilich auch in Herborts Erzählung des Vorbildlichen genug, nicht nur im Verhalten der Minnenden, sondern auch der Kämpfenden. Hector und Troilus sind in Herborts Weise vorbildliche Gestalten. Man vergesse nicht, daß das Denken, das auf eine vorbildliche Überwelt hinstrebt, damals das anerkannte, zeitbeherrschende Denken ist. Aber die Kraft Herborts liegt doch darin, wie er trotz dieses zeitbeherrschenden Denkens mit seiner Sprache so etwas wie das wirkliche Leben in seiner Seligkeit und Unseligkeit faßt. In der Trojahistorie bietet sich ihm dies Leben in seinem übermäßigen Leid dar. Kein Zweifel, daß er am—thesten spricht, wo er mit Erregung spricht. Kein Zweifel auch, daß er bis zum Übermaß übertreiben kann. Doch dürfte die Übertreibung, so sehr sie unter literarischem Einfluß steht, ein Mittel sein, sich über das Geschehen zu erheben. Niemals hätte man ihm da, wo er das sinnliche Verhältnis von Mann und Frau berührt, Lüsterheit vorwerfen sollen. Auch braucht man sich nicht zu fragen, wie ein allzu kräftiges Schimpfwort, das Fürsten ausstoßen, auf seine Zuhörer gewirkt hat. In Eisenach konnte man so etwas vertragen. Gerade für den Beginn des 13. Jahrhunderts haben wir zwei spöttisch humorvolle Äußerungen über das Treiben am Eisenacher Hof: die eine von keinem geringeren als dem Ostfranken Wolfram von Eschenbach, die andere von

dem reizbaren Österreicher Walther von der Vogelweide. Für süddeutsches Empfinden ging es an dem unruhigen Hofe des unruhigen Landgrafen nicht gerade zart her. Eins muß man freilich an Herborts Erzählwelt dulden. Das zeitbedingte Hinstreben auf eine überwirkliche Hochwelt und das kaum bewußte Greifen nach einer selig-unseligen Wirklichkeit sind nicht so miteinander gebunden, daß ein in allen Spannungen ausgeglichenes Stilganzes entsteht. Heinrich von Veldeke wußte das in seiner gepflegten und zugleich sinnlichen Sprache zu erreichen. Er stammte freilich nicht aus einer abseitigen Landschaft, sondern von dem in seinen Tagen so vorgeschrittenen Niederrhein. Und er hatte mit dem Aeneasroman ein Werk gewählt, unter dem die Schöpfung Vergils lag.

In alledem liegt übrigens, daß Herbort keine echte Nähe zur hochritterlichen Kunst der Süddeutschen hat. Aber verrät er nicht doch hier und da, daß er Werke dieser Kunst kennt? Es würde zu weit führen, dieser Frage hier nachzugehen, so sehr ein solcher, wenn auch äußerlicher Zusammenhang helfen könnte, Herborts Werk genauer zeitlich zu bestimmen. Doch sei kurz ein Urteil zu dieser andrängenden Frage abgegeben. Gewicht haben nur zwei Erwägungen: Gibt es Berührungen mit dem Spätwerk Hartmanns von Aue und mit dem Tristanfragment Gottfrieds von Straßburg, die nur durch eine Art Abhängigkeit zu erklären sind? Hartmanns letzte, weit wirkende Erzählung, der „Iwein“, ist gleich nach dem Jahre 1200 öffentlich geworden. Der Ostfranke Wolfram kennt sie, als er an seinem „Parzival“ dichtet. Es ist möglich, daß der „Iwein“ auch Herbort zu gleicher Zeit in Eisenach erreicht hat. Fragwürdiger muß vor jeder Untersuchung sein, ob Herbort beim Ausarbeiten der Trojahistorie schon an Gottfrieds Werk herankommen konnte. Gottfried dürfte, und zwar wohl als Sterbender, um das Jahr 1210 seine Großerzählung liegen gelassen haben. Daß dies bedeutende Bruchstück auf schnellem Wege in einer Abschrift nach Thüringen gebracht wird, eine solche Annahme ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, weil der Norden den stofflicheren „Tristrant“ Eilhards von Oberg mindestens seit den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts hat. Immerhin hat die Minnedialektik der Medea (in den Versen 855—892) dazu verlockt, die Minnedialektik der Gottfriedschen Isold (in den Versen 18 334—58 und 18 491—553) zum Vergleich heranzuziehen¹⁰. Medea fühlt sich mit Jason vertauscht, sie ist Jason und als Medea dort, wo sich Jason befindet. Die Minne, von der sie ohne ihr Zutun ergriffen wird, scheint ihr etwas zu sein, was ihr vom ersten Weibe angeboren und daher von Gott geschaffen ist. Hört man nun genau auf das hin, was Isold an entsprechenden Stellen sagt, so wollen sich die Gedanken trotz der Nahklänge nicht decken. Seien wir vorsichtig! Minnedialektik dringt bereits keimhaft in die lateinische Verserzählung des „Ruodlieb“, die in Tegernsee etwa um die Mitte des 11. Jahrhunderts entsteht¹¹. So gilt wohl für Medeas Minnedialektik, was für die Stilmittel gelten wird, die Herbort wie Gottfried nutzt: Herbort und Gottfried sind beide durch die hohe Schule des Klerikertums gegangen. Bei Herbort dürfen wir sogar aufstellen, daß er „Studierter“ von Paris ist, also eine gewisse Zeit in Nordfrankreich gelebt hat. Wer ihn zudem erst

¹⁰ Vgl. Fr. Vogt: Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung 1³ (1922) 188; G. Ehrismann, a. a. O. 2, II, 1, S. 96.

¹¹ Ruodlieb, hrsg. von Fr. Seiler (1882) 272 (Fragment X, Vers 24—28).

nach dem Jahre 1212 an die Trojahistorie setzen will, sollte nicht übersehen, daß damals Wolfram auf Anregung des Landgrafen Hermann an seinem „Willehalm“ arbeitet. Wolfram dichtet da nach französischer Vorlage die legendenhafte Historie von einem Kampf, den die Sarazenen gegen die Christen an der unteren Rhone unweit Oranje auf dem Plan von Alischanz kämpfen. Auch dieser Kampf ist der Kampf um eine Frau, die von einer Partei zur anderen gewechselt ist, der Kampf um Arabele-Gyburg, die Gemahlin Willehalms. Bietet sich nicht als das Wahrscheinlichere an, daß der Landgraf erst an Wolfram herantritt, als Herbort seine Historie beendet hat? Und so gewiß auch Werke von Anspruch an abgelegener Stelle in einem überholten Stil gewagt werden können, ein so kräftiges Talent wie Herbort findet einen ihm gemäßeren Platz, wenn man ihn nicht in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts hineinzurücken braucht¹².

Aber das Wappen mit dem rotweißen Löwen auf blauem Grunde! Es fällt auf, daß nur im Beginn der Erzählung, als Griechen auf Betreiben des Hercules zum ersten Male vor Troje erscheinen, eine solche Wappenbeschreibung eingefügt ist. Und es überrascht, daß schon in einem Denkmal, das in die Zeit des Landgrafen Hermann gehört, das thüringisch-hessische Wappen die rotweißen Balken trägt. Man hat erwogen, daß die rotweißen Balken des ungarischen Wappens auf das junge thüringische Wappen übertragen seien. Eine bequeme Annahme wäre es nur für die Zeit Ludwigs des Heiligen (1217–27), der im Jahre 1221 die vierzehnjährige Elisabeth von Ungarn heiratet und mit ihr im Herbst 1222 in Ungarn weilt. Elisabeth, deren Mutter Gertrud dem Hause der bairischen Grafen von Andechs entstammt, lebt freilich seit ihrem vierten Lebensjahr, also seit dem Jahre 1211 als Braut in Eisenach. Aber man kommt doch wohl in den Bereich spielenden Vermutens, wenn man annimmt, daß der Landgraf Hermann durch das ungarische Wappen angeregt wird. Ebenso könnte man heranziehen, daß das weiße Kreuz auf rotem Grunde, soweit sich erkennen läßt, im Ausgang des 12. Jahrhunderts unter Heinrich VI. Kreuzzugsfahne und Reichsfahne wird. Wir wissen vorerst nicht, was veranlaßt hat, daß im thüringischen Wappen am Anfang des 13. Jahrhunderts statt eines weißen Löwen auf blauem Grunde ein rotweißer Löwe auf blauem Grunde erscheint¹³. Für die Tatsache,

¹² Auf die Frage, ob dem Werke Herborts der „Moriz von Craon“, die novellistische Erzählung eines unbekanntes Südfranken oder Pfälzers, vorausgegangen sei, kann ich hier nicht eingehen. Zu dieser Frage: Zwei altdeutsche Rittermärchen, hrsg. von E. Schröder² (1913) 8–15.

¹³ Sorgfältige Behandlung der Wappenverse durch E. Schröder: Zur Datierung des Herbort von Fritzlar, ZDA 52 (1910) 360–64. Dort ist die Annahme bevorzugt, daß die rotweiße Querstreifung von den „Kriegsfahnen der Thüringer“ stamme. Es wird nur die Möglichkeit erwogen, daß Landgraf Hermann das Hauswappen seines „Gegenschwähers“, des ungarischen Königs Andreas II. (1205–35) „nachgeahmt und contrastiert“ habe. Im Kasseler Vortrage vom Januar 1939 (a. a. O., S. 41 f.) bekennt sich Schröder, von seiner früheren Ansicht abweichend, zu der Vermutung, daß die „rotweiße Querteilung“ dem ungarischen Wappen entlehnt sei, was erst für die Zeit nach dem Jahre 1211 wahrscheinlich werde. Doch dürften engere Beziehungen zwischen dem Landgrafen und König Andreas II. nicht bestanden haben. Man hat die frühe Verlobung Elisabeths, durch die sie als kleines Kind die Heimat und das Elternhaus verliert, auf Bischof Ekbert von Bamberg, den Bruder der ungarischen Königin, zurückgeführt. Der bischöfliche Graf Ekbert von Andechs kommt 1208 in den Verdacht, an der Ermordung Philipps von Schwaben beteiligt gewesen zu sein, und flieht geächtet an den Hof der Schwester. Im Sommer 1211 verhandeln die Gegner Ottos IV. auf einem Bamberger Tag, an dem Hermann von Thüringen teilnimmt, über die Rückkehr Ekberts. Man denke auch daran, daß die Königin Gertrud, die Mutter Elisabeths, im Jahre 1213 bei einer Verschwörung des ungarischen Adels erschlagen wird. Die ungarischen Verhältnisse wurden nach dem Aufstand nicht erfreulicher. Man vgl. Fr. X. von Wegele: Vorträge und Abhandlungen (1898) 77 f. und K. Wencck: Die heilige Elisabeth, HZ 69 (1892) 219 f., 223 f. Gegen das Heranziehen des ungarischen Wappens stellt sich V. Würth: Das Großherzoglich Hessische Wappen (1917) 16–23.

daß in Herborts Trojahistorie an früher Stelle, gleichsam im vorbereitenden Teil, dies Wappen und sonst nie ein anderes Wappen auftaucht, bieten sich, wenn ich richtig sehe, zwei Erklärungen an. Herbort hat kurz vorher erlebt, daß Landgraf Hermann dies Wappen einführt, und benutzt dies Ereignis zu einer versteckten Huldigung für den Landgrafen. Oder aber diese Wappenstelle war in der Erstfassung der Historie noch nicht vorhanden und ist erst später von Herbort oder einem anderen eingesetzt worden. In keinem Falle haben diese Wappenverse die zwingende Kraft, Herborts Schaffen in die Zeit um das Jahr 1215 zu rücken.

Haben wir nicht sonst eine Spur vom Schaffen Herborts? Zu dieser Frage nur eine verhältnismäßig kurze Aussage über das Bruchstück einer geistlichen Verserzählung, die sich mit höchster Wahrscheinlichkeit durch ihre Sprache als Werk eines Niederhessen ausweist. Unter die Handschriften, die im August 1870 in Straßburg verbrannt sind, gehört eine Sammelhandschrift, die vor ihrer Straßburger Zeit in dem elsässischen Jesuitenkolleg Molsheim gelegen hat¹⁴. Das Kolleg wurde 1580 begründet und 1617/18 zu einer Universität erhoben. Die Straßburg-Molsheimer Handschrift dürfte in das Kolleg durch seinen Begründer, den Straßburger Bischof Johann IV., gekommen sein, der von Geburt ein Graf von Manderscheid, also ein Moselfranke des Eifelgebietes war. Mit dieser Herkunft des Bischofs nähern wir uns dem Entstehungsraum der Handschrift. Sie enthielt von derselben Hand vier Verswerke: 1. Die „Rede von dem heiligen Glauben“ eines Hartmann, die asketische Verspredigt eines Unbedingten aus der Zeit vor dem Jahre 1150. Er wird als Thüringer im mittleren Rheingebiet gelebt haben. 2. Das Versgebet der „Litanei“ in einer erweiterten Zweitfassung, Schöpfung eines Österreichers aus der Zeit um 1175, angetönt von einer mittelrheinischen Literatursprache. 3. Eine im Sprachstil bedeutsame Fassung des Alexanderromans, Werk eines Unbekannten aus den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts, das man den „Straßburger Alexander“ zu nennen pflegt, gewiß entstanden im mittleren Rheinland. 4. Das Bruchstück einer „Pilatus“-Erzählung von rund 620 Versen, das uns hier angeht. Der Schreiber der Handschrift hat unten auf dem Blatt, auf dem der „Pilatus“ beginnt, in Merkversen niedergeschrieben, daß Saladin Jerusalem im Jahre 1187 genommen hat. Mit Recht hat man vor der Auffassung gewarnt, daß eine solche Federprobe den Schluß der Handschrift auf das Jahr 1187 festlege¹⁵. Immerhin ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Schreiber diese Merkverse in weiterem Abstand von diesem Ereignis gleichsam ohne Grund gebraucht habe. Das heißt aber, die Pilatusverse werden noch im 12. Jahrhundert entstanden sein, wofür auch das Alter der übrigen Denkmäler spricht.

Das Pilatuswerk beginnt mit einer originellen Einleitung. Deutsche Sprache, so hören wir, fügt sich schwer. Geschmeidig würde sie, wenn man sie wie Stahl auf dem Amboß bearbeitete. Den ersten Gehalt im Fundament des Werkes gibt der Geist dessen, der der Anfang und das Ende ist. Von ihm wenden sich die Verse zu seinem Sohn, dem Sohn der „Magd“. Ein Marienlob schließt an. Es lenkt den Blick auf den

¹⁴ Zu dieser Hs. vgl. E. S c h r ö d e r : Die Straßburg-Molsheimer Handschrift, Nachr. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. (1925) 148 ff. Ferner G. C o r d e s : Zur Sprache Eilhards von Oberg, Hansische Forschungen 1 (1939) 9 ff.

¹⁵ E. S c h r ö d e r , a. a. O., S. 150. Der Kasseler Vortrag vom Januar 1939 setzt (Mitt. 1938/39, S. 44) die Hs. in den Anfang des 13. Jahrhunderts, was mir nicht erwiesen erscheint.

Himmelswalter, der Mensch wird, den Vater-Sohn zurück, an dessen Tod Pilatus beteiligt ist. Der lateinkundige Verfasser will über das Leben des Pilatus unterrichten. Da Pilatus kein Vorbild, sondern nur die Gegengestalt eines Vorbildes sein kann, hat man eine Art Antilegende zu erwarten¹⁶. Nach der Einleitung hebt eine lebendige Erzählung an. Pilatus wird als der uneheliche Sohn des Königs Tyrus geboren, der die Lande an Maas, Main und Rhein von Mainz aus beherrscht. Pilatus, der seinen Stiefbruder getötet hat, kommt jung als Geisel zu Julius Caesar. Er erschlägt seinen Nebenbuhler, einen Kerlinger, den Sohn des Königs von Frankreich. Man sendet ihn in gefährliche Ferne, nach Pontus. Er unterwirft die von Pontus der römischen Gewalt. König Herodes beschließt, Pilatus wegen seiner großen Tat in das Land Judea zu holen. Da bricht der Text ab.

Man spürt im Sprachgang und Versgang Nähe zu Herbort. Und da das Werk für Mainz oder in Mainz geschrieben sein wird, denkt man leicht für die Herkunft des Verfassers nach Fritzlar hinüber, dieser kurmainzischen Faust im niederhessischen Raume. Aber war wirklich jener Kleriker, der das „Märe von Pilatus“ verfaßte, unser Herbort? Man hat dies Verlockende vermutet und behauptet¹⁷. Nicht zu stören braucht, daß die „Pilatus“-Verse nach dem mittleren Rhein zeigen. Wieviel Möglichkeiten gab es für den Landgrafen, einen begabten jüngeren Kleriker, der einer ritterbürtigen Familie Niederhessens entstammen mochte, an seinen Hof zu ziehen! Als Schriftkundigen zum Dienst in der Kanzlei und Politik, zum Vorlesen und zum Versmachen! Und ist wahrscheinlich, daß zwei engste Landsleute, die sich so nahe stehen, kurz hintereinander schaffen? Doch was auch in der „Pilatus“-Sprache an Herborts Sprache erinnert, nimmt man jede der beiden Sprachen als Ganzes, so sind sie nicht gegeneinander auswechselbar. Vor allem aber wirkt der „Pilatus“ nicht wie Anfängerwerk gegenüber Herborts „Lied von Troje“. Das letzte Wort ist hier noch nicht gesprochen. Aber ob überhaupt die wenigen „Pilatus“-Verse zulassen, daß wir uns in der Verfasserfrage je sicher entscheiden können? Auf geschichtlichem Felde muß man sich nur zu oft damit abfinden, daß das Überlieferte nicht alles hergibt und für schwebende Fragen offen bleibt.

¹⁶ H. de Boor in: de Boor - Newald: *Gesch. der deutschen Literatur* 1 (1949) 193.

¹⁷ Vgl. J. Schwietering: *Die deutsche Dichtung des Mittelalters* (1932) 144; E. Schröder, Mühlhäuser Vortrag vom Mai 1934 = *Ztschr. d. Ver. f. Thür. Gesch.* 39, NF 31 (1935) 8 und Kasseler Vortrag vom Januar 1939 = *Mitt.* 1938/39, S. 43 f.; auch H. Menhardt: *Die deutsche Literatur, Verfasserlexikon* 2 (1936) 413.